

Der Lebenslauf eines Granitblockes aus dem Baltschiedertal

Autor(en): **F.K.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **13 (1923)**

Heft 38

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-644978>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrücke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

steinbelag der Plattform wurde 1804 beim Bau eines Schlachthauses verwendet. Das Wasser schlug jetzt überall durch, zertraß das Gewölbe, die Kasematten drohten zusammenzustürzen, auf den Zinnen wucherte Gesträuch und im zerfallenen Mauertranz nisteten Dohlen; das Ende des Munot schien gekommen.

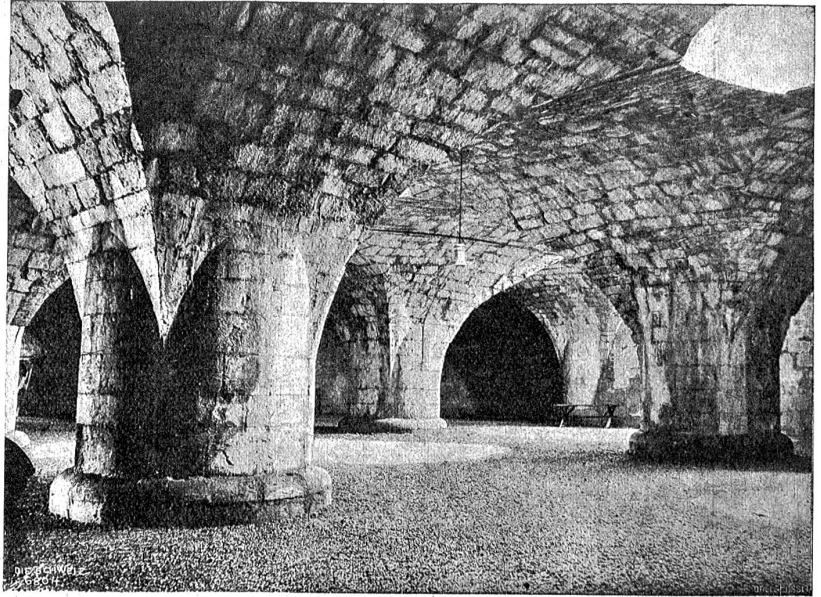
Da erstund ihm ein Retter in Hans Jakob Beck, dem damaligen Zeichnungslehrer am Gymnasium. Den griff dieses unrühmliche Schicksal des bewunderungswürdigen Bauwerkes ans Herz; er ging an manchem freien Nachmittag mit seinen Schülern hinauf auf die Plattform und handierte dort mit Pickel, Schaufel und Besen, um den ärgsten Schutt wegzuräumen. Dann weckte und verbreitete er das Interesse seiner Mitbürger an dem Bauwerk durch malerische Ansichten und Pläne, die heute mit Pietät vom Historisch-antiquarischen Verein aufbewahrt werden.

Am 12. August 1839 wurde bei Anlaß eines Festes auf der Munotzinne der Munotverein gegründet. Mit Begeisterung machte sich dieser Verein an seine Aufgabe, den Munot zu erhalten und zu restaurieren. Zuerst wurden die Kasematten instand gestellt; die Vereinsmitglieder stellten außer Monatsbeiträgen sogar ihre persönliche Arbeitskraft zur Verfügung. Später half die Stadt durch Anleihen und Beiträge nach, so daß umfangreiche Restaurationsarbeiten vorgenommen werden konnten. Schon 1851 wurde eine Wirtschaftshütte errichtet, aus der später die Veranda hervorging. Diese erhielt 1883 einen hervorspringenden Mittelbau. Der Verein begann auch bald mit dem Sammeln von alten Waffen; die Sammlung fand dann in der von Maler August Schmid mit Landsknechtgruppen ausgeschmückten Waffenkammer eine gefällige Aufstellung. Gemeinsam mit dem Verschönerungsverein wurde 1903 im Munotgraben ein Wildpark eingerichtet. Noch eine ganze Reihe von Arbeiten zur Erhaltung und Verschönerung der Anlage wurden vom Munotverein geleistet: der tiefe Sodbrunnen, der mit Steinen zugeschüttet war, wurde instand gestellt; später wurde die Wasserversorgung und die Beleuchtung eingerichtet. Heute ist die Munotplattform ein beliebter Festplatz der Schaffhauser. Der Munotverein hält das Interesse für den Bau wach durch seine jährlichen Munotfeste. Noch sind nicht alle Restaurationsarbeiten ausgeführt, die nach dem Urteil von Fachmännern wie Professor Zemp und Professor Rahn seinerzeit als wünschenswert bezeichnet worden sind, um das interessante Bauwerk in einen künstlerisch tadellosen Zustand zu bringen. Aber zweifellos haben die Freunde des Munot seit Hans Jakob Beck schon vorzügliche Arbeit geleistet. Wenn heute die Schaffhauser Bürger an schönen Sommerabenden hinaufpilgern zur Munotterrasse, um dort bei Orchestermusik den Sternenschein zu genießen, so gedenken sie mit Dankbarkeit des praktischen Idealismus und des treuen Bürger sinnes dieser Männer.

Der Lebenslauf eines Granitblockes aus dem Baltshiedertal.

Von F. K.

Auf hoher Warte am Westabhang des Baltshiedertals verlebte ich vor vielen hunderttausend Jahren meine Jugendzeit. Unzählige Mal sah ich, wie sich die Sonne an Sommerabenden über die eisgepanzerten Bergriesen des Zermatttales ermüdet zurückzog, und oft mußte ich über ihre vergeblichen Anstrengungen lächeln, den gewaltigen Eismassen drunten im Tale Meister



Der Munot zu Schaffhausen: Inneres der Kasematte.

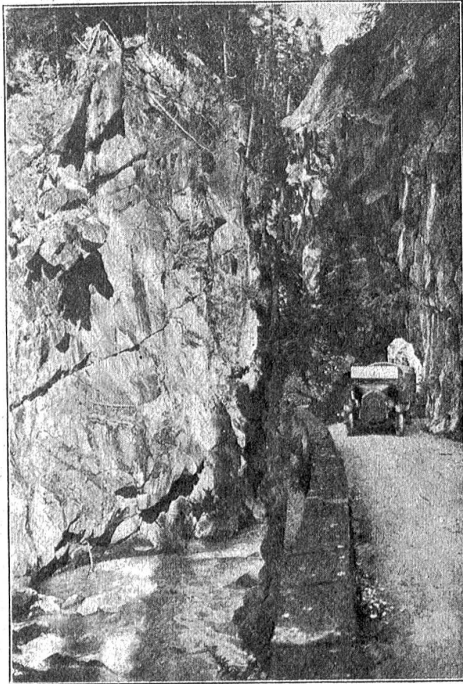
zu werden. Denn kaum hatte sie ihr Werk nur halb getan, setzte die raue Jahreszeit mit ihren massigen, wilden Schneestürmen ein, die ich stolz und unbekümmert über mein granitenes Haupt dahinfegen ließ. Sie konnten mir nichts anhaben; ich sah fest auf meinem soliden Fundament und hielt ihnen kräftig Stand im Verein mit meinen vielen Brüdern und Schwestern von gleichurwüchsiger Art.

Allein, an einem Schredenstag erschütterte plötzlich unter unheimlichem donnerartigem Rollen ein fürchterliches Erdbeben unsern seit der Urzeit nie wankenden Stand und den ganzen Alpenwall bis in seine Grundfesten, so daß ich ohne Halt jählings auf den zackigen Gletscher hinunter fiel. Als ich mich von meinem Fall erholt und wieder zu meinen Sinnen gekommen war, fühlte ich, daß ich mit dem gleitenden Eis langsam talwärts fuhr. Die Fahrt dahin und später im Haupttal dauerte eine unendliche Zeit, da der Eisstrom Jahr für Jahr nur um wenige Meter vorrückte. Ich litt oft an langer Weile und sah kein Ende meiner Wanderschaft ins Unterland voraus.

Glücklicherweise bekam ich einlamer grauer Geselle beim Austritt aus dem heimatischen Baltshiedertal mehrere grün-schillernde, sonst gleichgeartete, treue und kurzweilige Wandergesellen, die auf dem hohen Eisstrom aus dem Saastal daher gezogen kamen. Ein vierkantiger, etwas plumper, aber schön glänzender glatter Smaragditzabbro und ein schlanker pyramidenförmiger ähnlicher Art, blieben von da weg meine ständigen Wandergesellen auf dem kalten Gletscherbett und rutschten mit mir neben der Dent du Midi vorbei ins Genfersee- und Waadtländerbeden hinaus. Die schwache, mittags über den Savonerberger nur kurze Zeit auftauchende Sonne, vermochte kaum oberflächlich die Eiskrusten auf unsern erstarrten Leibern zu schmelzen. In den langen Nächten froren wir wieder bis ins Mark hinein; hielten aber dennoch die niedrigsten Kältegrade tapfer aus, dank unserer angestammten soliden Konstitution.

Allmählig zogen wir auf unserer Jahrtausende dauernden Wanderung rechterseits an den Rochers de Nane, der Dent de L'Û, dem Moléson und der Berra vorbei, welche uns nacheinander viele mürbe Genossen zusandten, die jedoch bald zerfielen und zugrunde gingen. Linkerseits guckte der Mont Pélerin mit seinem Nagelfluhkopf nur wenig über die Eiszüste hervor; er ließ als Zeichen seiner Sympathie mit uns Wallisern einen kleinern Blod als fröhlichen Waadtländer Kameraden neben uns auf das Eis tollern. Leider fiel derselbe bald in eine Spalte und wurde

unter dem wuchtigen Gletscher unbarmherzig gerollt und rundlich gewalzt; er fand dann erst, gar nicht weit von meinem spätem Standort, in der weichen Ackererde einer



Postauto. Rofnaschlucht (Splügenstrasse).

Endmoräne bei Schönbühl seine wohlverdiente Ruhe. Das Tageslicht erblickte er erst wieder vor einem Jahr beim Tiefpflügen und liegt nun einsam und unbeachtet in einer öden Sandgrube.

Noch bevor wir die Berra passierten, hatten wir reichlich Zeit, Blide in das Jauntal zu werfen, das vom Saanegletscher ganz ausgefüllt war; vergeblich suchte uns dieser am Ausgang des Tales die Weiterfahrt zu verwehren. Lange, lange verweilten wir daraufhin im Freiburgergebiet, bis endlich das Guggershörnli das Herannahen unserer zukünftigen Heimat nicht weit von Bern anzeigte.

Doch bald warf sich ein steiler, unheilverkündender Wall zu unserer Rechten auf. Es war der hochgestaute Aaregletscher, der über das Bernbeden hinaus seine reichen Geschiebe aus dem Oberland auf unsere Flanke hinauf schob und in langwierigem Wettkampf uns für unser weiteres Fortkommen bange machen wollte. Der Grauholzberg half uns, diese Gefahr abwehren und bot uns an seiner Nordseite beim Sand die langersehnte Ruhestätte.

Dort fand ich auf einem ausichtsreichen Hügel einen bequemen, zur Beobachtung günstigen Standort, der nun für Jahrhunderte zu meiner zweiten Heimat würde. Ich konnte von da aus sehen, wie bei zunehmender Sonnenwärme der 300 Meter hohe, den Gipfel des Grauholzberges erreichende Eiswall allmählig schmolz und sich der Gletscher auf die Endmoräne bei Schönbühl zurückzog, dann mehrmals wieder vorstieß und schließlich auf Nimmerwiedersohn über die Höhen des Schüpbergs und Frienisbergs verschwand, ohne daß wir ihm Abschiedstränen nachweinten.

Im Tal zu meinen Füßen bildete sich ein 1½ Stunden langer See, der vom Sand bis Schönbrunn reichte. An seinen Ufern erwachte bald ein reiches Pflanzen- und Tierleben. Die vordem kahlen Hügel bedeckten sich allmählig mit Laub- und Nadelholzwäldern. Rentiere, Gemsen, Steinböcke, sogar Nashorn und Mammut tummelten sich an seinen Ufern und eine Murmeltierfamilie grub sich unter mir eine geschützte Höhle.

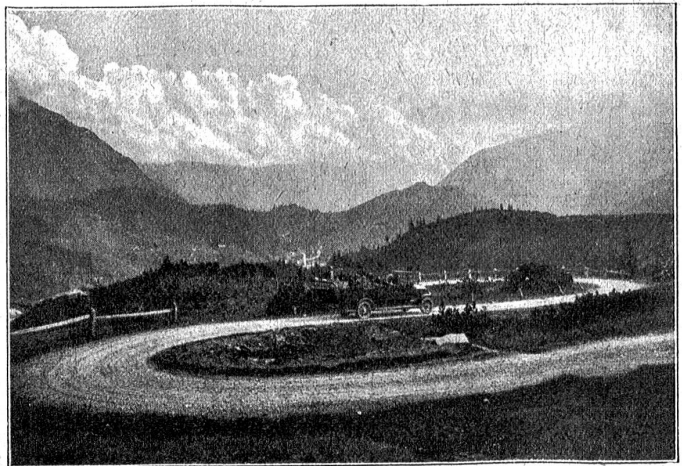
Nach langer Zeit, als sich der See einen tiefern Abfluß gegraben und bis zum Bachschuttkegel von Moosseedorf zurückgewichen war, beobachtete ich die Ankunft der ersten Menschen, d. h. einer Pfahlbauerfamilie, wonach ein neues mir bisher unbekanntes Leben sich entwickelte. Die Steinzeitmenschen erbauten sich ihre Hütten auf Pfahlresten im See, dessen Fischreichtum sie auf ihren Einbäumen ausbeuteten, legten am Lande kleine Getreidefelder an, sammelten allerlei Waldfrüchte und oft kamen sie in meine Nähe bei Jagden auf Bären, Auerochsen, Hirsche, Eber und anderes Gewild. Hundert und mehr Jahre konnte ich das Treiben dieser genügsamen, friedlichen Pfahlbauerleute beobachten, bis eines Tages ihre Ansiedlung, in Brand gesteckt von feindlichen Horden, in Flammen aufging, und die Menschen für geraume Zeit verschwanden. Der steigende Wasserspiegel des Sees und eine dicke, wuchernde Torfschicht machten den Schauplatz der Pfahlbaueransiedlung bald ganz unkenntlich. (Schluß folgt.)

Schweizerische Alpenposten.

Noch selten hat ein Verkehrsmittel in so kurzer Zeit einen derartigen Aufschwung erlebt wie die Alpenpost. Im Jahre 1919 wurden auf der Simplonstrasse und zwischen Reichenau und Waldhaus-Flims die ersten Versuche mit umgebauten Armeewagen gemacht. Heute befährt die Alpenpost beinahe jeden Alpenpaß: Grimfel, Furka, Gotthard, Oberalp, Bernhardin, Thusis, Splügen, Chur-Mühlen, St. Moritz-Castasegna, Ofenberg, Schuls-Pfunds, Klausen, Simplon. Dieses Jahr kamen der Große St. Bernhard und der Julier dazu, und nächstes Jahr soll der Flüelapass ebenfalls der Alpenpost erschlossen werden.

Welchen Anhang die Alpenposten finden, beweisen am besten die Frequenzzahlen. Einzig in der Woche vom 4. bis 10. August wurden auf allen Alpenstrassen rund 18,600 Personen befördert. Es gab diesen Sommer während einiger Wochen Tage, da jeden Tag mindestens 70 Personen von einer Alpenpost auf die Paßhöhe getragen wurden. Auf den Großen St. Bernhard beispielsweise fuhr der Autoleiter in den Juli- und Augustwochen 520, 540 und 500 Personen. Als so groß zeigt sich die Freude an dieser Art Besteigung der Alpen, daß die Postverwaltung sich veranlaßt sah, die Kurse über den September hinaus zu verlängern.

Nichts idealeres kann man sich für schlechte Fußgänger vorstellen, als wohlverwahrt in den weichen, breiten Lederpolstern des Postautomobils in bequemer Fahrt in die Alpenwelt hinein zu dringen und deren Schönheiten ohne jedwede Ermüdung genießen zu können. Auf glatter Straße, die an Gepflegtheit eine Landstraße vielfach übertrifft, fährt



Postauto. St. Bernhardin-Strasse, Blick auf St. Bernardin.